

BRIT CRIME

dot:
books

**LAURA
WILSON**

ROMAN

**WO DIE
WAHRHEIT
RUHT**



Über dieses Buch:

London 1955. Drei Menschen wurden in einem eleganten Haus im Londoner Nobelviertel Kensington ermordet: die exzentrische Lady Georgina Gresham, ihr Bruder Edmund und ihre Haushälterin Ada. Die Polizei muss den Fall ungelöst zu den Akten legen, denn es gibt keine Hinweise auf den Täter und scheinbar kein Motiv. Doch es gibt eine Person, die die ganze Wahrheit kennt: das verhängnisvolle Netz aus Lügen und Heimlichkeiten haben die drei schon vor Jahrzehnten gewoben – sein Ursprung reicht bis in das Jahr 1890 zurück, als auf dem idyllischen Landsitz der Greshams ein kleiner Junge tödlich verunglückte ...

Über die Autorin:

Laura Wilson kommt aus London und studierte englische Literaturwissenschaft am Somerville College, in Oxford, und an der UCL in London. Heute lebt sie in Islington, London, ist als Krimi-Rezensentin für den Guardian tätig und lehrt Kreatives Schreiben an der City University. Für ihren Thriller »Wenn die Nacht kommt« gewann sie in Frankreich den Prix Polar Europeen. Ihre Thriller erreichen regelmäßig die Shortlists bekannter Literaturpreise.

Bei dotbooks erscheinen von Laura Wilson auch die Thriller »Blinder Gehorsam«, »Kehre nicht zurück«, »Ein reines Herz«, »Wenn die Nacht kommt« und »Vermissten wird dich niemand«.

eBook-Neuausgabe August 2020

Die englische Originalausgabe erschien erstmals 1999 unter dem Originaltitel »A Little Death« bei Oriol, a

division of Orion Books Ltd, London. Die deutsche Erstausgabe erschien 2000 unter dem Titel »Ein kleiner Tod« im Wilhelm Goldmann Verlag, München.

Copyright © der englischen Originalausgabe 1999 by Laura Wilson

Copyright © der deutschen Erstausgabe 2000 by Wilhelm Goldmann Verlag, München, in der Verlagsgruppe Bertelsmann GmbH

Copyright © der Neuausgabe 2020 dotbooks GmbH, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf - auch teilweise - nur mit Genehmigung des Verlages wiedergegeben werden.

Titelbildgestaltung: Nele Schütz Design unter Verwendung von shutterstock/ZoranKrstic, MilaCroft

eBook-Herstellung: Open Publishing GmbH (ae)

ISBN 978-3-96655-144-1

Liebe Leserin, lieber Leser, wir freuen uns, dass Sie sich für dieses eBook entschieden haben. Bitte beachten Sie, dass Sie damit ausschließlich ein Leserecht erworben haben: Sie dürfen dieses eBook - anders als ein gedrucktes Buch - nicht verleihen, verkaufen, in anderer Form weitergeben oder Dritten zugänglich machen. Die unerlaubte Verbreitung von eBooks ist - wie der illegale Download von Musikdateien und Videos - untersagt und kein Freundschaftsdienst oder Bagatelldelikt, sondern Diebstahl geistigen Eigentums, mit dem Sie sich strafbar machen und der Autorin oder dem Autor finanziellen Schaden zufügen. Bei Fragen können Sie sich jederzeit direkt an uns wenden: info@dotbooks.de. Mit herzlichem Gruß: das Team des dotbooks-Verlags

Wenn Ihnen dieser Roman gefallen hat, empfehlen wir Ihnen gerne weitere Bücher aus unserem Programm. Schicken Sie einfach eine eMail mit dem Stichwort »Wo die Wahrheit ruht« an: lesetipp@dotbooks.de (Wir nutzen Ihre an uns übermittelten Daten nur, um Ihre Anfrage beantworten zu können - danach werden sie ohne Auswertung, Weitergabe an Dritte oder zeitliche Verzögerung gelöscht.)

Besuchen Sie uns im Internet:
www.dotbooks.de
www.facebook.com/dotbooks
www.instagram.com/dotbooks
blog.dotbooks.de/

Laura Wilson
Wo die Wahrheit ruht

Roman

Aus dem Englischen von Caroline Einhäupl

dotbooks.

Für meine Eltern, June und William Wilson,
und in Erinnerung an Liz Rimmer (1970-1997)

Freitag, 11. November 1994

TODESFÄLLE

Am 6. November starb Lady Louisa Kellway, Trägerin des Ordens des British Empire, geboren am 29. Juli 1890, im Alter von 104 Jahren, nach kurzer Krankheit.

Mit Lady Louisa Kellway starb auch die letzte Hoffnung, zwei der geheimnisvollsten Mordfälle in der britischen Kriminalgeschichte aufzuklären. Lady Kellway, im ausgehenden viktorianischen Zeitalter als Louisa Lomax geboren, gehörte einer Generation an, die glaubte, daß der Name einer Dame nur anlässlich ihrer Geburt, Hochzeit und ihres Todes in der Zeitung erscheinen sollte. Als Tochter eines Gutsherren kam sie aus einer Familie, deren Werte in der Überzeugung wurzelten, daß das Klassensystem unverrückbar sei und die Sonne über dem britischen Empire niemals untergehen werde. 1920 heiratete sie David, Lord Kellway, einen Kriegshelden und Besitzer eines stattlichen Anwesens mit einem prachtvollen italienischen Garten sowie mehrerer hundert Hektar Land in Wiltshire, das heute dem National Trust gehört. Es war eine glückliche Ehe, der eine Tochter entstammte, Caroline, geboren 1921. Lady Kellway hatte ein erfülltes Leben. Sie war Friedensrichterin und Vorsitzende des örtlichen Frauenvereins. Wie sie selbst es 1977 einmal in einem Rundfunkinterview formulierte, hatte sie alles in allem ein ›vernünftiges Leben - ohne diesen Ärger mit Scheidungen und solchen Dingen‹.

Was ihr eigenes Leben betraf, stimmte das, doch Lady Kellway wußte, was ein Skandal war. Sie war eine Cousine ersten Grades von Georgina Gresham, ohne deren Name eine Sammlung aufsehenerregender Kriminalfälle nicht

vollständig wäre, und aufgrund der Verbindung zu dieser rätselhaften Frau wird man sich immer an sie erinnern. Die Aquarellzeichnung der beiden Mädchen von der Hand eines längst vergessenen Malers zeigt zwei klassische Mädchenprofile mit strahlend schönen Gesichtern und Schultern wie Alabaster in Wolken von Tüll. Das Porträt läßt nicht ahnen, daß Georgina Gresham, geborene Lomax, die wie ihre Cousine dem Landadel entstammte, sich 1928 wegen des Mordes an ihrem Ehemann, dem Millionär James Gresham, vor Gericht verantworten mußte. Ihr Freispruch erregte stürmischen Protest in der Öffentlichkeit. 1955 wurde Georginas Leiche zusammen mit der ihres Bruders, Edmund Lomax, und der ihrer Haushälterin, Ada Pepper, in ihrem Londoner Haus gefunden. Alle drei starben an Schußverletzungen, und die Polizei folgerte, daß einer der drei die beiden anderen erschossen haben mußte, ehe er Selbstmord beging. Trotz ausführlicher Nachforschungen konnte jedoch nie festgestellt werden, wer der Mörder war und warum.

Fotografien von Georgina verraten kaum mehr als das Doppelporträt. Eine aus dem Jahre 1926 zeigt sie Arm in Arm mit ihrem angeblichen Liebhaber Edward ›Teddy‹ Booth, heute Lord Tranmere, beim Autorennen in Brookland. Auf anderen, aufgenommen während der Gerichtsverhandlung, sieht man sie beim Betreten und Verlassen des Gerichtsgebäudes, und eine Fotografie zeigt sie nach dem Freispruch, einen breitkrempigen Hut tief in die Stirn gezogen, die Augen stolz, mit schweren Lidern, eine Hand am Kragen ihres Pelzmantels, den sie eng um den Hals zieht. Zur einen Seite steht ihre Cousine Louisa, zur anderen ihr Bruder Edmund, um sie herum Journalisten mit gezückten Notizbüchern und Blitzlichtern.

Das letzte Foto von Georgina wurde 1952, drei Jahre vor ihrem Tod, in der Cromwell Road in London vor dem Naturkundemuseum aufgenommen. Sie trägt offensichtlich denselben Pelzmantel, viele bunte Schals um den Hals und

weiße Söckchen. Mit zweiundsechzig Jahren hat sie die pergamentartige Haut eines viel älteren Menschen, und ihre bloßen Arme und Beine, die überraschend weit aus dem rüdigem Pelz herausragen, sind spindeldürr.

Die Fragen, die man sich vor beinahe siebzig Jahren stellte, als Georginas Name zum ersten Mal in den Zeitungen auftauchte, sind auch heute noch ungelöst. Ihr Mann, James Gresham, starb an einer massiven Überdosis Schlafmittel, und die Staatsanwaltschaft vertrat die Ansicht, daß Georgina ihm diese verabreicht hatte, rweise mit Edward Booths Hilfe, weil Gresham sich weigerte, einer Scheidung zuzustimmen. Mit anderen Worten, es handelte sich um ein Verbrechen aus Leidenschaft, ähnlich wie im Fall Edith Thompson und Frederick Bywaters 1922, der den beiden den Tod durch den Strang einbrachte – doch es gab zwei Unterschiede: zum einen das Fehlen von Liebesbriefen oder anderen Indizien, die den Nachweis lieferten, daß Georgina und Booth ein Verhältnis hatten, zum anderen die gesellschaftliche Stellung. Mr. Booth profitierte zweifellos vom glanzvollen Namen seines Vaters, Lord Tranmere, wenigstens was den Richter, Mr. Justice Cudlip, betraf; während der Urteilsbegründung sprach er Mr. Booth in der Tat zweimal mit Lord Tranmere an. Obwohl die Zeitungen ihren Lesern den Mund wässrig machten und Enthüllungen über den mutmaßlichen Ehebruch verhiessen, gab es keinerlei Beweise. Sowohl Georgina als auch Booth behaupteten steif und fest, niemals eine anstößige Beziehung gehabt zu haben, und der Richter verweigerte der Staatsanwaltschaft konsequent das Recht auf ein Kreuzverhör. Booths Wort als Gentleman mußte genügen, sagte der Richter und fügte absurderweise hinzu, daß »kein anständiger Mann von einer Dame erwarten würde, so etwas zuzugeben, selbst wenn es stimmte«. rweise war er von der Erscheinung Edward Booths beeinflusst. Der behäbige Vierundfünfzigjährige mit

dem geröteten Gesicht schien so gar nicht der passende Liebhaber für die schöne Georgina Gresham zu sein.

Doch die Öffentlichkeit war anderer Meinung, besonders als die Geschworenen sie freisprachen. Das Gerede über ›zweierlei Recht für Reich und Arm‹ in den Wochen nach dem Prozeß erwies sich allerdings als reine Ironie, denn mit dem Tod ihres Mannes hörte Georgina Gresham abrupt auf, zu den Reichen zu gehören. Die Greshams hatten keine Kinder, und obwohl James Gresham seinem Schwager ein wenig Geld hinterließ, ging der Löwenanteil seines Vermögens nicht an seine Frau, sondern an einen entfernten Vetter; Leo Gresham, der mit dem Schiff aus Kanada kam, sein Erbe einforderte und Georgina aus dem Anwesen warf, das sie und ihr Mann bewohnt hatten.

Obwohl Lady Kellway, Edward Booth und Edmund Lomax unter Eid aussagten, daß die Greshams eine gute Ehe geführt hatten, waren Georginas Antworten auf die Fragen nach ihren Gefühlen für ihren Mann seltsam zweideutig und gefühllos. Ein Gerichtsreporter erinnerte sich an sie als eiskalt und fand sie unsympathisch. Die ganze Zeit über schien sie zu sagen: ›Ihr könnt nicht über mich urteilen.‹ Als Georgina ge fragt wurde, warum ihr Mann ihrer Meinung nach Selbstmord begangen haben sollte, antwortete sie: »Es war ein Versehen.«

Der Tod von James Gresham und das Verhalten seiner Frau während des Prozesses bleiben heute wie damals ein Rätsel. Ebenso wie Georginas Tod siebenundzwanzig Jahre später. Nachdem Leo Gresham das Anwesen in Hampstead übernommen hatte, zogen Georgina und ihr Bruder Edmund in die Thurloe Road 83, ein kleines Haus in South Kensington. Hier wurde ihre Leiche, zusammen mit der ihres Bruders und ihrer Haushälterin, von dem Milchmann Ernest Sharpe am Morgen des 16. August 1955 entdeckt. Als Ernest Sharpe keine Antwort auf sein Klopfen erhielt, spähte er durch den Briefkastenschlitz und sah die Leiche der Haushälterin, Ada Pepper. »Zuerst habe ich ihre Augen

gesehen«, sagte Sharpe. »Sie waren auf derselben Höhe wie meine Augen und haben mich direkt angestarrt. Sie saß nur wenige Meter entfernt auf dem Boden, die Füße ausgestreckt und die Kittelschürze voller Blut.«

Mr. Sharpe holte die Polizei. Die Haustür war verschlossen und von innen verriegelt, deshalb schlugen die beiden Polizisten Robert Hartley und Harry Rowse eine Scheibe in der Kellertür ein, gingen den Gang entlang und die Treppe hinauf, um in den Hauptteil des Hauses zu gelangen. Ehe sie jedoch die Diele betreten konnten, mußten sie die Tür auf dem Treppenabsatz öffnen. Diese Tür ging nach innen auf, und Miss Peppers Körper lehnte dagegen. Ohne sich über den Grund für das Hemmnis im klaren zu sein, stießen die Männer die Tür auf, und der Körper der Haushälterin fiel seitlich auf den Teppich in der Diele, wo er aufgrund der Leichenstarre in einer L-förmigen, sitzenden Position verharrte. Obwohl Miss Pepper eine Kittelschürze trug, war ihr Gesicht dick gepudert, in ihren Haaren steckten Seidenblumen, und sie trug ein Paar weiße Handschuhe.

Als nächstes entdeckten die beiden Beamten die Leiche von Georginas Bruder Edmund Lomax auf der Türschwelle zu dem gemeinsamen Wohnzimmer. Mr. Lomax lag in Pyjama und Hausschuhen auf der Seite. Er hatte massive Verletzungen im Gesicht, und die Fußleisten sowie der untere Teil der Tür waren mit Blut bespritzt.

Auf dem gefliesten Boden in der Diele war überall Blut, und die Kante des Teppichs, auf dem Ada Peppers Leiche gesessen hatte, war blutgetränkt. Als die beiden Polizisten über Miss Peppers und Edmund Lomax' Leichen gestiegen waren, um endlich die Haustür zu öffnen, hatten sie den Originalspuren bereits mehrere blutige Fußabdrücke hinzugefügt, und der Sergeant, den sie hineinließen, trug ebenfalls seinen Teil dazu bei, als die drei Beamten sich in das Wohnzimmer drängten. Auf einem Sessel in der Ecke saß die Leiche von Georgina Gresham. Sie trug einen

Morgenmantel aus Georgette, ein Vorkriegsmodell, und passende Handschuhe. Ihr Hinterkopf fehlte bis zum Nackenansatz, und die Wand hinter dem Sessel war mit Blut und Hirn bespritzt.

Alle drei Leichen wiesen Schußwunden auf, doch eine Waffe war nirgends zu sehen. Der einzige Gegenstand, den man als Waffe bezeichnen konnte, war ein schwerer Fleischwolf, der unter Georginas Sessel auf dem Boden lag. Obwohl er blutverschmiert war, fand sich keinerlei Beweis, daß er benutzt worden war, um jemanden zu erschlagen, so daß er als Tatwaffe ausschied.

Das Haus war in einem völlig verwahrlosten Zustand, und die meisten Räume waren so vollgestellt, daß man sie nicht betreten konnte. Man fand acht Kronleuchter, in ihre Einzelteile zerlegt und verpackt, drei Golfausrüstungen, achtunddreißig Uhren, dreiundvierzig Zigarettenetuis, einen ein Meter zwanzig hohen Tafelaufsatz in Form einer Palme aus galvanisiertem Nickel und eine riesige Kiste mit Besteck, das sie offensichtlich aus Hotels wie dem Metropole oder Grand hatten mitgehen lassen. Es gab eine Kollektion Frauenkleider von Modeschöpfern wie Mainbocher, Schiaparelli und Jean Patou und Dutzende von Schachteln mit Handschuhen, Fächern und Haarspangen sowie eine Truhe mit Leinen mit einer vollständig mumifizierten Katzenleiche obenauf. Als der Inhalt des Hauses endlich eingelagert war, summierte sich die Anzahl der Lattenkisten auf sechshundertvierzehn. Was fehlte, war irgendein Hinweis darauf, wie Georgina und Edmund Lomax und ihre Haushälterin Ada Pepper oder James Gresham siebenundzwanzig Jahre zuvor zu Tode gekommen waren. Die Polizei fand jedoch einen Revolver, der hinter einem Stapel Zeitungen unter dem Dielentisch steckte. Leider war er so mit Blut verschmiert, daß man keine Fingerabdrücke mehr feststellen konnte.

Lady Kellway wurde als Zeugin bei den Ermittlungen gehört, obwohl sie zum Zeitpunkt der Tat in ihrem Haus in

Wiltshire gewesen war. Als man sie fragte, ob sie irgendeinen Grund wußte, aus dem ihre Cousine und ihr Vetter sich gegenseitig umbringen oder Selbstmord begehen könnten, antwortete sie, daß die beiden unter Depressionen litten, weil ihre Gesundheit nachließ. Von Journalisten gedrängt, sagte sie, daß sie ihrer Aussage nichts hinzuzufügen habe. Wie Edward Booth bewahrte sie Stillschweigen bis zu ihrem Tod.

Es ist natürlich möglich, daß Lady Kellway ihrer Aussage tatsächlich nichts hinzuzufügen hatte. Es ist aber auch möglich, daß diese ehrenwerte, matronenhafte Dame mit ihrem gesunden Glauben und ihrem Standesbewußtsein eine ganze Menge mehr über ihre Cousine wußte, als sie bereit war auszulaudern. Das, was den Prozeß ausgezeichnet hatte - die nichtssagenden Aussagen der Freunde von Georgina Gresham, die Loyalität ihrer Dienstboten, die rücksichtsvolle Haltung des Richters und die Tatsache, daß die Angeklagte selbst all dies für selbstverständlich hielt -, sind die Zeichen einer anderen Zeit.

Nun ist es zu spät, die Wahrheit aufzudecken. Die Grundfesten der Klassengesellschaft kamen nicht ins Wanken. Lady Kellway hinterläßt eine Tochter, Caroline Cornford.

Erster Teil

*83 Thurloe Street, SW
Juli 1955*

ADA

Letzte Woche hatte ich Geburtstag. Herrliche Blumen von Master Edmund, wunderschön. Er denkt immer daran, Miss Georgina hat dagegen für solche Sachen nicht viel übrig, und ich erwarte es auch nicht. Geburtstage sind sowieso nicht mehr wichtig, wenn man in meinem Alter ist. Aber an diesem Nachmittag hörte ich sie mit dem Besen auf den Boden klopfen, bum, bum, um mich heraufzuholen. Ich sagte ihr: »So schnell kann ich nicht mehr kommen, meine Knie sind zu krank.«

Sie sagte: »Setz dich, Grau-Lieschen.« So nennt sie mich zur Zeit, aber ich habe keine Ahnung, was es bedeutet. Vor sechs Monaten nannte sie mich immer Brunhilde, und davor war es etwas anderes Blödes. Aber ich beachte es einfach nicht, es ist ihr Spiel. Ich setzte mich auf Master Edmunds Stuhl neben ihrem am Fenster, wo sie den ganzen Tag hockt und hinausschaut. Dann sagt sie: »Wirklich, Ada, du machst immer so einen Wirbel wegen jeder Kleinigkeit. Ich habe dich nicht aufgefordert, in das Tal des Todes zu reiten, ich habe dich nur gebeten heraufzukommen, weil ich ein Geschenk für dich habe«, und dann ließ sie eine Schachtel mit Schokolade auf mein schlimmes Knie fallen. Der Arzt sagt, daß ich jetzt zuckerkrank bin und keine Schokolade und Süßigkeiten mehr essen darf, und wenn sie sich die Mühe machen würde, ein bißchen mitzudenken, wüßte sie es. Aber das hat sie nie getan. Es lag mir auf der Zunge zu sagen: »Sehr nett, aber was soll ich damit«, aber ich hielt den Mund. Natürlich sagte sie dann: »Nun, verdiene ich nicht ein Dankeschön?«

»Das ist sehr nett von Ihnen, Miss Georgina, wirklich.«
Typisch, mich so hinzustellen, als wäre ich undankbar.

Ich weiß nicht, was ich mit dieser vermaledeiten Schokolade machen soll. Sie mußte sofort ganz hinten im Küchenschrank verschwinden, damit ich nicht in Versuchung kam, und dabei mußte mir natürlich eine Dose mit Erbsen auf den Fuß fallen, und jetzt tut mir nicht nur das Knie weh. Ich werde mich ein wenig setzen und aus dem Fenster auf den Hof schauen. Früher hatte ich einen schönen Blick aus meiner kleinen Küche, damals, als Master Edmund mir die Blumenkübel hingestellt hat, aber die Blumen wollten nicht blühen, da draußen gibt es einfach nicht genug Licht für sie. Master Edmund nennt uns seine zwei Leibwächter. Mich und Miss Georgina meint er damit. Eine bewacht die Vorderfront, die andere den Hinterhof. Ich möchte mal wissen, was es im Keller zu bewachen gibt.

Miss Georgina geht nicht mehr vor die Tür. Schon vor langer Zeit haben die Leute aufgehört, sie anzustarren, darum geht es also nicht, aber ich glaube, sie interessiert sich nicht mehr für das, was draußen vorgeht, außer für die Zeitungen. Solange sie ein bißchen lesen und ihr Kreuzworträtsel lösen kann, ist sie zufrieden, wirklich. Das hier war natürlich nicht das Haus, in dem es passiert ist, weiß Gott nicht, aber wir sind direkt danach hierhergezogen. Die Zeitungen waren noch voll davon, und der eine oder andere Schnüffler ist hier herumgeschlichen. Keine Reporter, ganz normale Menschen. Einmal habe ich so ein Pärchen auf der Vorderveranda erwischt. Zwei Frauen. Ich kam aus der Kellertür, und als ich nach oben schaute, waren sie da. Am hellichten Tag, und eine linste durch den Briefkastenschlitz. Die andere stand hinter ihr und fragte die ganze Zeit: »Und? Siehst du was?« Aber das war gar nichts gegen die Geschichten, die vorher passierten. Die Leute haben Miss Georgina beschimpft, ihr böse Briefe geschrieben und solche Sachen. Es waren immer Frauen. Männer würden so was niemals tun, oder?

Heute ist das alles natürlich vergessen, aber damals gab es ein schreckliches Theater um alles. Das ist nicht überraschend – Mr. James war reich. Er kannte eine Menge wichtige Leute, Politiker, Geschäftsleute, solche eben. Ein *cause célèbre*, so nennt man das. Und Miss Georgina war so hübsch, die Leute konnten gar nicht genug Fotos machen. Damals dachte ich noch, wie gut, daß man nie herausgefunden hat, was mit Miss Georginas Bruder, Freddie, geschehen ist, wie er gestorben ist. Gott weiß, was für ekelhafte Dinge sie sich ausgedacht hätten. Denn es gab schon genug, die dachten, sie ist mit einem Mord davongekommen, ohne daß die alten Geschichten wieder aufgewärmt wurden. Ich dachte, es könnte vielleicht Schwierigkeiten mit den Nachbarn geben, als wir hierher zogen, aber es sind alles nette Leute, und Master Edmund ist so beliebt, daß sie jede Menge Freunde haben. Wenn Miss Georgina Menschen um sich haben will, muß Master Edmund nur zum Telefon greifen, und schon kommen sie alle zum Bridge. Ich glaube, Miss Georgina gefällt es beinahe besser, Master Edmund beim Telefonieren zuzuhören, als Gäste zu haben.

»Oh, *bitte* ruf jemanden an«, sagt sie immer. »*Bitte*, Edmund«, und dann muß die Tür offen bleiben, damit sie ihn in der Diele hören kann. Aber ich muß immer lachen, wenn er das Telefon anfaßt. Als könnte es jeden Moment explodieren. Er nimmt den Hörer ah und sagt: »Hallo, ist da jemand?« – es klingt, als riefe er in eine Höhle hinein. Manchmal, wenn sie mit ihm redet und meint, daß er ihr nicht zuhört, macht sie ihn nach und sagt: »Hallo, ist da jemand?«

Einmal in der Woche kommt Miss Louisa zu Besuch. Eigentlich heißt sie Lady Kellway, weil sie mit Lord Kellway verheiratet war, der schon tot ist. Master Edmund mag sie sehr gern – er strahlt jedesmal wie ein Weihnachtsbaum, wenn sie kommt. Miss Georgina gefällt das gar nicht, aber Miss Louisa war immer eine gute Freundin, und das weiß

sie, obwohl sie es niemals zugeben würde. Auch Miss Louisas Tochter, Miss Caroline, oder Mrs. Cornford sollte ich wohl sagen, kommt manchmal zu Besuch. Ihr Mann ist die saure Gurke von *Cornford Pickles*. So nennen sie ihn immer, aber ich würde es natürlich nie Miss Caroline weitersagen. Die Leute mögen seine Gurken anscheinend, denn er hat jede Menge Geld.

Wir sind während des Krieges die ganze Zeit hiergeblieben. An diesem Fleck. Ich habe zu Miss Georgina gesagt: »Warum mieten Sie sich nicht auf dem Land ein?« Damals gab es viele, die Zimmer an Leute aus der Stadt vermietet haben. Na, sie wollte nichts davon hören. Ich sagte: »Keine Sorge, ich passe auf, daß alles hübsch ordentlich bleibt, bis Sie zurückkommen.« Sie wollte einfach nichts davon hören. Nicht ums Verrecken. Nicht daß ich überrascht war, beileibe nicht. Sie nimmt so viel Notiz von mir wie von einem Stück Kohle. »Ich werde in meinem eigenen Bett schlafen, und wenn Hitler eine Bombe auf mich werfen will, ist das seine Sache.« Das hat sie gesagt. Und Master Edmund geht natürlich dahin, wo Miss Georgina hingehet, also blieb mir nichts anderes übrig, als Nacht für Nacht unter der Treppe zu sitzen, ganz allein und krank vor Sorge. Eines Nachts gab es über uns einen lauten Rums, und die Decke kam runter, und ich dachte, das war's, hoffentlich hat Master Edmund seine Zähne drin, denn ich hätte es nicht gerne, wenn man ihn ohne Gebiß findet ... und dann hörte ich diese dünne Stimme: »Ada, Ada, wo bist du?« Ich schaute hoch, und da standen sie. Voller Staub und Putz. Sie sahen aus wie Gespenster, Master Edmund im Pyjama, mit diesem Helm aus Blech auf dem Kopf und einem Arm voller Blut, und sie in ihrem Nachthemd aus Satin und seinem alten Tweedmantel, einen Schal umgewickelt. Was für ein Anblick die beiden waren! Aber Master Edmund ist schon ein komischer Kerl. Selbst da brachte er mich zum Lachen. Ich hatte Wäsche gewaschen, und natürlich war die Leine mit einem großen

Krach heruntergekommen. Master Edmund hat es sich angesehen und gesagt: »War die Wäsche schon trocken?«

Es stellte sich heraus, daß der Schaden nicht allzu groß war, das Haus hinter uns hatte das meiste abbekommen, wir hatten nur ein paar kaputte Scheiben und den Dreck, und das war schnell wieder in Ordnung gebracht. Man hatte Master Edmund und Miss Georgina oft genug gesagt, daß sie unten schlafen sollten -und diesmal sagte der Luftschutzmann ganz ernst zu Miss Georgina: »Von jetzt ab bleiben Sie unten, verstanden?«

»O ja«, sagte sie. Aber ich wußte, daß sie es nicht tun würde, und am nächsten Abend war sie wieder oben.

Ich kenne Miss Georgina, seit sie ein kleines Mädchen war. Ich? Na ja, ich war eigentlich kein kleines Mädchen mehr, denn ich war schon dreizehn, als ich meinen Dienst in der Familie antrat. Am Anfang habe ich meine Mutter so sehr vermißt, schon wenn ich an sie dachte, fing ich an zu weinen. Aber das hat sich schnell gegeben. Miss Georgina hat ihre Mutter verloren, als sie noch ganz klein war. Ich war schon da, als es passierte. Ich wußte nicht einmal, daß sie krank war. Wir waren alle in demselben Haus, aber es war eine andere Welt, in der sie lebten, und über solche Dinge sprach man nicht mit den Dienstboten.

Der Tag, an dem sie starb, war scheußlich. November. Ich war seit sechs Uhr auf und schrubbte die vordere Treppe. Ich wette, heutzutage tut das kein Mensch mehr! Aber es mußte jeden Morgen gemacht werden, und ich war diejenige, die es tun mußte, weil ich das jüngste Dienstmädchen war. So war es nun einmal. Damals konnte man nicht zu seiner Gewerkschaft gehen und sagen, ich mache das nicht, und schon gar nicht um sechs Uhr früh, weil es damals keine Gewerkschaft gab. Bestimmt habe ich deshalb die schlimmen Knie. Seit Jahren habe ich, wie meine Mutter, die Angewohnheit, »ogottogott« zu sagen,

wenn mir was weh tut. Als ich klein war, habe ich meine Mutter mal gefragt: »Warum sagst du das immer?«, und sie antwortete: »Weil ich mich dann besser fühle.« Und ich weiß nicht warum, aber mir geht es genauso.

Nach der Treppe waren die Kaminfeuer dran. Das habe ich am meisten gehaßt, das Feuermachen. Wenn ich vor dem Kamin mit all der kalten Asche kniete, hatte ich immer das Gefühl, daß ich die einzige war, die nicht in einem warmen Bett lag. Nie hatte ich Zeit, das Feuer zu genießen, wenn es einmal brannte, weil ich noch fünf andere schüren mußte, ehe ich an Frühstück überhaupt denken durfte. Ich war halb fertig, als die Haushälterin kam und mir befahl, eine Kanne mit heißem Wasser nach oben zur Mistress zu bringen. Ich holte das Wasser und dachte mir nichts, bis ich auf dem Treppenabsatz vor Mrs. Lomax' Tür stand. Ich dachte, ihr Mädchen würde herauskommen und das Wasser holen, aber sie kam nicht, und ich wußte nicht, was ich machen sollte. Der Krug war schwer, und ich wollte ihn abstellen, bevor ich alles verschüttete. Ich klopfte. »Ma' am? Ma' am? Das Wasser ist da«, aber niemand antwortete, deshalb dachte ich, es wär niemand drin, und gab der Tür einen Stoß, einen ganz kleinen, und sie ging auf.

Und da lag Mrs. Lomax, in ihrem Bett, die Haare auf dem Kissen ausgebreitet. Sie hatte die Augen zu, und ihr Gesicht - ich sage Ihnen, woran es mich erinnert hat: Einmal sind mein Bruder Eddy und ich stehengeblieben und haben zugeschaut, wie die Fährmänner einen Toten aus dem Fluß gezogen haben. Sie sagten, die Leiche hat eine Woche im Wasser gelegen, und sie war weißlich grau, wie ein Fisch, und die Lippen waren ganz blau. Und als ich Mrs. Lomax noch mal ansah, dachte ich, sie ist tot ... Ich wußte nicht, was ich machen sollte. Ich stellte meinen Krug neben den Kamin, und dann rannte ich weg, so schnell ich konnte. Ich war so durcheinander, daß ich die falsche Treppe runterlief, nicht die Treppe für die Dienstboten, und stieß beinahe mit der Haushälterin und dem Doktor

zusammen. Jetzt hin ich dran, dachte ich, aber der Doktor sagte: »Warte!« Er wollte, daß ich lauter Sachen nach oben bringe, Wasser und Tücher, also trabte ich treppauf, treppab und tat, was man mir auftrug. Ich bin kein einziges Mal mehr in das Zimmer gegangen, habe die Sachen immer vor der Tür auf den Boden gestellt und geklopft. Dann kam er raus und holte sie. Dann sagte er zu mir: »Hol die Wanne.« ich dachte, was will er mit der Wanne, aber ich holte sie. Auf dem Weg stieß ich gegen den Türrahmen, so daß die Farbe abblätterte, und ich hatte Angst, daß es jemand gemerkt hat, aber es war niemand zu sehen, und alle waren so mit Mrs. Lomax beschäftigt, daß sich sowieso niemand darum scherte. Später fragte ich eines der anderen Mädchen, und sie sagte, daß da ein Baby war, obwohl ich keine Ahnung habe, woher sie das wußte. Als ich davon hörte, ging es mir nicht mehr aus dem Kopf. Ich stellte mir vor, wie der Doktor das Baby in die Badewanne legte. Ich weiß nicht, warum ich das dachte, aber ich habe sogar davon geträumt; das tote Baby in der Blechwanne, und irgend jemand gibt es mir, und ich muß es mit in mein Zimmer nehmen, obwohl ich gar nicht will.

Ich weiß nicht, warum mich das alles so aufregte, schließlich hatte ich schon vorher tote Babys gesehen. Oft sogar. Meine Mutter bekam jedes Jahr ein Baby. Sie sagte immer zu uns: »Geht und besucht Tante Vida, und wenn ihr wiederkommt, habt ihr einen kleinen Bruder oder eine kleine Schwester.« Meistens starben die Babys nach ein paar Tagen, aber eines, ein wunderhübscher kleiner Junge, lebte länger ungefähr einen Monat, glaube ich. Jeden Morgen fragte ich meine Mutter: »Können wir es diesmal behalten?«, und sie sagte: »Nein, Ada, wahrscheinlich nicht.« Ich habe einfach nie verstanden, wie sie so grausam sein konnte. Denn lange Zeit dachte ich, meine Mutter ist diejenige, die entscheidet, ob es am Leben bleibt oder nicht, und ich wollte sie fragen, warum sie nicht dieses eine am Leben lassen konnte, aber ich dachte, wenn ich das tue,

ändert sie ihre Meinung über *mich*, und dann muß ich auch weg!

Miss Georgina kann nicht älter als sechs oder sieben gewesen sein, als ihre Mutter starb, und Master Edmund war zwei Jahre älter. Sie waren süße Kinder, bildhübsch. Kamen nach ihrer Mutter: schwarze Haare, große, dunkle Augen, die in ihren Gesichtern glühten, die Haut wie Sahne. Die beiden zusammen waren wie Spiegelbilder, mit einem Mädchen auf der einen Seite und einem Jungen auf der anderen. Armer Master Alfred. Sie nannten ihn Freddie. Er war der Jüngste und so häßlich. Sah so aus, als gehörte er gar nicht in die Familie, mit seinen Haaren, die rot wie Karotten waren. Aber er war ein lieber kleiner Kerl und immer fröhlich. Ich sehe ihn noch vor mir, in Dennys - dem Landhaus der Familie Lomax -, wie er Hände voller Gras für die Pferde ausriß, obwohl die doch ein ganzes Feld voll davon hatten und er viel zu klein war, um sie damit zu füttern, selbst auf Zehenspitzen mit ausgestreckter Hand, und natürlich hat das Pferd nur einmal geniest und alles weggepustet.

Nicht daß ich sie oft gesehen habe, da noch nicht. Sie waren immer mit dem Kinderfräulein zusammen.

›Kinderfräulein‹, nicht Kindermädchen. Sie war sehr religiös - Christin, aber anders als wir. Die älteren Dienstboten waren ihr gegenüber sehr mißtrauisch, weil sie ihnen immer erklärte: »Ich würde niemals einen Tropfen anrühren, nicht mal aus einem goldenen Becher.« Ich hab nie gesehen, daß einer von den anderen was getrunken hat, aber sie hielt sich wohl für was Besseres, wegen ihrem Glauben, und das gefiel den anderen nicht. Um ehrlich zu sein, ich hatte ganz schön Angst vor ihr.

Master Edmund wurde bald nach Mrs. Lomax' Tod in ein Internat geschickt, und Miss Georgina und Master Freddie blieben ganz in Dennys. Mr. Lomax wohnte weiter in London. Das Haus in London wurde halb zugemacht, und ich hatte Angst, meine Stelle zu verlieren, aber die

Haushälterin sagte, ich sollte mit ihnen nach Dennys gehen, weil man ein Paar Hände mehr zum Putzen dort gut gebrauchen könnte. Ich war so aufgeregt. Ich fuhr mit dem Zug nach Dennys. »Dritte Klasse und Dienstboten«. Das Kinderfräulein verschwand und ließ mich mit dem ganzen Gepäck stehen, und es war ein schrecklicher Kuddelmuddel, bis ich einen Gepäckträger fand. Aber das Haus! Ich liebte dieses Haus. Es war aus hellen Ziegeln, mit einer grünen Veranda rundherum und einem Balkon mit Blumen und einer Holzbank. An der Vorderfront gab es Verzierungen aus glänzenden Steinen mit wunderschönen Blumen und Blättern, eine Art Fries die ganze Wand hinauf, und ein herrliches buntes Glasfenster. Und es gab eine Wiese! Ich bin in der Stadt groß geworden, und ich fühlte mich, als wäre ich entkommen, nur daß ich nicht wegen der frischen Luft hier war. Ich war hier, um zu arbeiten, und ich wußte, daß ich von Glück sagen konnte, wenn ich meine Nase einmal in der Woche zur Hintertür rausstrecken konnte, von Spaziergängen ganz zu schweigen. Und trotzdem war es alles da draußen, auch wenn man es nur durchs Fenster sehen konnte.

Als ich zum ersten Mal die große Küchentür in Dennys öffnete, war ich furchtbar nervös. Drinnen war überall Dampf und Lärm, und jeder schien schrecklich beschäftigt. Ich wußte nicht, was ich tun sollte, also stand ich einfach stumm an der Wand und fragte mich, ob überhaupt jemand bemerken würde, daß ich da war. So habe ich Ellen kennengelernt. Sie kam geradewegs auf mich zu. »Hallo, ich bin Ellen.«

Ich sagte: »Ich bin Ada. Kann ich hier reinkommen?« Alle waren so beschäftigt, und ich dachte, ich würde nur im Weg sein. »Das ist schließlich die Tür, oder?« sagte sie in ihrer typisch frechen Art und griff nach meinem Koffer. »Ich soll dich in mein Zimmer bringen. Wir teilen es.« Als ich Ellen zum ersten Mal sah, wußte ich, daß ich sie mögen würde. Sie sah immer schrecklich unordentlich aus. Immer

frech und immer unordentlich. Sie hatte gelbe Haare, die wirr abstanden, und große, runde blaue Augen. Ihr Häubchen saß immer auf ihrem Hinterkopf, und überall hingen Haarsträhnen heraus, und selbst wenn man ihr sagte, sie solle es richten, dauerte es keine zwei Minuten, bis es wieder genauso zerzaust war wie vorher. Also, sie nahm mich mit in ihr Zimmer, wo eine Art Feldbett aufgebaut war, weil es nicht genug Platz gab. Die Kammer war so klein, daß man nicht mal die Tür richtig aufmachen konnte, ohne gleich ins Bett zu fallen.

Aber ich war froh, eine Freundin zu haben. Das war es, was ich in dem Haus in London vermißt hatte. Da waren zwar eine Menge Leute gewesen, Dienstboten, meine ich, aber sie waren alle älter und wollten nicht mit der niedrigsten Magd befreundet sein. Zu Hause hatte ich zwei Brüder und drei Schwestern, und wir haben alle in einem Zimmer geschlafen, mit einem Vorhang in der Mitte, der die Mädchen von den Jungen trennte, und dann mußte ich aus dem Haus zur Arbeit und allein in der winzigen Dachkammer schlafen. Ich haßte es, allein zu sein.

Ellen konnte reden wie ein Wasserfall. Sie kannte so viele Geschichten. In der ersten Nacht habe ich kaum ein Auge zugetan, wir haben die ganze Zeit geschwätzt und gelacht, aber es war mir egal, ich war so glücklich. Doch am nächsten Morgen fühlte ich mich schrecklich, und Ellen und ich kletterten Leitern rauf und runter, schleppten Eimer herum, bürsteten Tapeten ab, schrubbten die Türen, öffneten die Rolläden, und so weiter. Es ist ein Wunder, daß wir den Schornstein nicht saubermachen mußten. Wenn ich die Aufsicht über das Personal gehabt hätte, hätte ich zwei wie Ellen und mich niemals zusammen arbeiten lassen, im Leben nicht. Wenn es schnell gehen sollte, waren wir beide genau die falschen. Aber wir wurden immer zusammengesteckt, und natürlich gefiel uns das recht gut. Wir waren oben, in einem der hinteren Schlafzimmer, und Ellen plapperte die ganze Zeit, doch plötzlich faßte sie

mich am Arm. »Oh, Ada, schau! Da ist William!« Ich dachte, oh-oh, denn der Name war schon öfter gefallen, und prompt wurde Ellen rot. »Ich glaube, er mag mich, Ada. Er arbeitet für Mr. Vincent.« Mr. Vincent war der Butler. Dann sagte sie: »Er bleibt immer stehen und redet mit mir, und er sieht ja so gut aus.«

Ich sagte: »Ach, hör auf«, doch sie riß mir beinahe den Arm aus.

»Schnell, Ada, komm schon, wir wechseln das Wasser, dann kannst du ihn sehen.« Mein Wasser war kein bißchen schmutzig, genau wie ihres, aber natürlich folgte ich ihr wie ein Hündchen.

Ellen schaute sich suchend nach William um, aber ich dachte, wenn ich schon unten bin, kann ich auch das Wasser wechseln, und ging zum Wasserhahn. Für einen Augenblick schloß ich die Augen, um ein bißchen die Sonne zu genießen, und als ich sie wieder aufmachte, stand dieser Mann vor mir, als wäre er vom Himmel gefallen oder so etwas, und sah mich an. Ich glaube, ich habe mich in meinem Leben noch nie so lächerlich gefühlt, weil er mich erwischt hatte, wie ich im Stehen schlief, wie ein Pferd, und er war wirklich hübsch, wie Ellen gesagt hatte, das machte es noch schlimmer. Er sah fremd aus, gar nicht englisch mit den dunklen Haaren und der braunen Haut. Er sagte: »Guten Tag«, und streckte mir die Hand entgegen. Ich wußte vor Verlegenheit nicht, wohin mit mir. Ellen sagte: »Das ist William«, als hätte ich mir das nicht denken können, so wie sie ihn anhimmelte.

Dann sagte er zu mir: »Dein Eimer läuft über.« Überall war Wasser, und ich hatte es nicht bemerkt. Dann stand ich natürlich neben ihm, während Ellen ihren Eimer auffüllte. Er sagte: »Ellen hat mir alles über dich erzählt. Du bist richtig berühmt.«

Ich spürte, wie ich feuerrot wurde. »Das habe ich nie behauptet.«

Dann sagte er: »Ellen glaubt das anscheinend. Sie mag dich wohl sehr.« Schaut mich an, als verstünde er absolut nicht, wie man mich überhaupt mögen kann, und dann auch noch sehr. Für wen hält der sich eigentlich, dachte ich. Mit Sicherheit fand er sich schlau. Er war ungefähr neunzehn oder zwanzig, und so wie er aussah, waren bestimmt alle Mädchen verrückt nach ihm. Ich dachte, jedenfalls braucht er nicht zu glauben, daß ich mich in ihn verliebe. Aber Ellen schwatzte das Blaue vom Himmel herunter, während sie versuchte, ihren Eimer und uns gleichzeitig im Auge zu behalten.

Ich konnte nur daran denken, was wir beide für einen idiotischen Eindruck machen mußten, und war heilfroh, als William wieder an seine Arbeit ging. Doch dann fing Ellen erst richtig an: »Oh, er sieht so gut aus, findest du nicht auch, Ada?« Sie redete von nichts anderem mehr. Ihr Geschwätz wurde dümmer und dümmer – Mary und ein paar anderen erzählte sie: »Ich glaube, William hat ein Auge auf mich geworfen«, und anstatt ihr zu sagen, sie soll sich zusammenreißen, wie es ihre Pflicht gewesen wäre, waren sie ganz Ohr und zogen sie damit auf, daß sie einen jungen Mann hatte. Ja, sie wollten ihr sogar weismachen, daß er es ernst meinte. Ich dachte, hoffentlich kommt William nichts zu Ohren, er ist schon eingebildet genug – aber in Wirklichkeit wollte ich natürlich nur nicht, daß er glaube, ich hätte irgendwas mit dem Unsinn zu tun.

Eines Tages mußten wir einen Stapel Bettwäsche durchsehen, und Ellen rührte natürlich keinen Finger, sondern klebte am Fenster, falls Sie-wissen-schon-wer vorbeikommt. Sie jammerte wie üblich vor sich hin, doch ich hörte gar nicht zu. Sie war wie ein Radiogerät, diese Ellen. Es leistet dir Gesellschaft, aber man hört beileibe nicht jedem Wort zu, das herauskommt. William erschreckte mich zu Tode, als er an die Scheibe klopfte, und natürlich konnte Ellen sich nicht bremsen. Sie hätte sich beim Fensteraufmachen den Kopf eingeschlagen, wenn

ich ihr nicht geholfen hätte. William hatte dieses wunderschöne, silberne Tablett, das er aus dem Eßzimmer gemaust hatte, und stellte es so ins Fenster, daß wir die beiden prächtigen Rosen sehen konnten, die darauf lagen. Er sagte: »Guten Morgen, meine Damen«, gerade als wären wir zwei Gräfinnen, die im Salon sitzen und sticken.

Ellen stürzte sich kopfüber hinein: »Ooh, William, sind die aber schön. Sind die für mich?« Ich blieb einfach sitzen. Ich hatte nicht vor, für ihn an die Decke zu hüpfen.

Aber er hielt mir eine Blume entgegen. »Wollen Sie Ihre Rose nicht nehmen, Miss Ada?« Sie! Miss Ada! Ich dachte, ich will das blöde Ding nicht, besonders, wenn es geklaut ist, und das mußte es ja sein.

Ellen nahm die Rose und warf sie mir praktisch in den Schoß. »Na komm schon, nimm sie!« Nur damit sie mit William reden konnte. Ich hab sie nicht angerührt. Ließ sie einfach liegen und nähte weiter, aber ich konnte Williams Gesicht über Ellens Schulter sehen, und ich wußte, daß er für mich eine Schau abzog. Sie plapperte vor sich hin: »Oh, William, das ist ja so süß.«

Dann sagte er zu ihr: »Willst du mir nicht ein kleines Dankeschön dafür geben?« Ich konnte es kaum fassen. Als er das sagte, sah er mich direkt an, seine Augen lachten, aber Ellen war natürlich viel zu abgelenkt, um es zu bemerken.

Ich dachte, das ist nicht fair, selbst so ein dummes Huhn wie Ellen hat das nicht verdient, deshalb sagte ich: »Ich höre jemanden kommen«, und da kam ziemlich schnell Bewegung in ihn. Ellen zog so heftig das Fenster herunter, daß beinahe die Scheibe zerbrach, und schob die Rose in einen Sessel.

Natürlich kam niemand, und sie wurde ganz argwöhnisch. »Du hast doch gar nichts gehört, Ada, warum hast du das gesagt?«

Ich antwortete: »Ich dachte, ich hätte Mrs. Mattie gehört«, so hieß nämlich die Haushälterin.

Ellen sagte: »Hast du gar nicht. Du bist eifersüchtig, Ada. Das hätte ich nie von dir gedacht.« Ich wußte nicht, was ich sagen sollte. Die Wahrheit konnte ich nicht sagen, nämlich daß William sich keinen Pfifferling um Ellen scherte und es auch nie tun würde. Ich war froh, als es Zeit für mich war, mit dem Teetablett nach oben zu gehen, noch nie hatte ich es so eilig gehabt, aus einem Zimmer zu kommen. Ich rannte davon, so schnell ich konnte, fiel im Flur prompt über Jenny und brach mir beinahe das Genick. In großen Häusern wie Dennys gibt es immer einen armen Wurm, der die schlimmsten Arbeiten machen muß, und hier war es Jenny. Sie war nicht ganz richtig im Kopf, aber völlig harmlos. Sie war winzig, mit so einem dünnen, kleinen Hals, daß es aussah, als würde ihr Kopf immer wackeln und gleich hinunterfallen, und ihre Arme waren wie zwei Stöcke. Jedesmal, wenn ich sie ansah, machte ich drei Kreuze. Sie war besser dran als die meisten ihrer Art – wenigstens bis das mit Master Freddie geschah.

Wie auch immer, ich lag am Boden und hatte alle Hände voll zu tun, wieder auf die Beine zu kommen, als ich William im Gang sah. Er bummelte herum, lehnte an der Wand und sah aus, als gehörte ihm das Haus, obwohl er gar nicht hätte hier sein dürfen. Nun, ich mußte an ihm vorbei, wenn ich in die Küche wollte, also dachte ich, na gut! Und ich ging direkt auf ihn zu: »Ich will mit dir reden.«

Er konnte es einfach nicht lassen. »Was verschafft mir die Ehre, Miss Ada?« Gerade hatte er zugeschaut, wie ich hingefallen war – ich hatte sehr wohl bemerkt, daß er mir nicht aufgeholfen hatte –, und jetzt stand er da, die Hände in den Taschen, mit einem Blick, als dächte er, er könnte mein Herz mit einem Fingerschnippen brechen. Mein Gott, dieser Blick!

Ich wurde wütend und sagte: »Warum hebst du dir das nicht für Ellen auf? Sie mag das, ich nicht. Und nenn mich nicht Miss Ada. Warum tust du das bloß alles?«

Ich dachte, das würde genügen, aber er fragte: »Was denn?«

»Ellen eine Rose schenken und dich so benehmen.«

Typisch William: »Wie benehmen?«

Ich platzte heraus: »Als wärst du ihr Liebster!« Ich wußte eigentlich gar nicht, was ein Liebster war. Ich dachte, vielleicht ist es ja etwas ganz Schreckliches, aber jetzt war es heraus; jetzt konnte ich es nicht mehr zurücknehmen.

William sagte: »Aber ich habe dir doch auch eine Rose geschenkt, oder?«

»Das hast du doch nur getan, damit du an Ellen herankommst«, sagte ich.

»Nein, habe ich nicht. Du bist zehnmal soviel wert wie Ellen, das sieht jeder.« Ich höre noch immer, wie er das sagte. Nun, ich wußte nicht, was ich denken sollte. Nein, das ist gelogen. Ich war geschmeichelt. Ich hatte ein schlechtes Gewissen, wegen Ellen, weil sie meine Freundin war, aber ich hatte ihn nie darum gebeten, so etwas zu sagen, und es war schließlich nicht meine Schuld, wenn er mich mochte, oder? Er hatte mir direkt in die Augen geschaut und es gesagt, und ich fand es wunderbar.

Ich ging zum Fenster und warf einen schnellen Blick in die spiegelnde Scheibe, um nachzusehen, ob ich mich verändert hatte. Ich weiß nicht, wen ich erwartet hatte in der Scheibe zu sehen, die Königin von Saba vielleicht, jedenfalls war ich immer noch dieselbe alte Ada. Ich habe noch nicht gesagt, wie ich damals ausgesehen habe, oder? Wie ein Fisch, so sah ich aus. Viele Menschen mit roten Haaren sehen so aus, besonders wenn sie einen großen Mund haben. Einen großen, blassen Mund und helle Augen, daran liegt es. Meine Haare waren hübsch, kastanienrot, aber von Wimpern konnte man wirklich nicht sprechen, und mein Gesicht war voller Sommersprossen. Ich sah aus, als hätte jemand einen Pinsel mit brauner Farbe vor meinem Gesicht ausgeschüttelt und vergessen, die Kleckse

abzuwischen. Einen Schönheitswettbewerb würde ich bestimmt nicht gewinnen, aber nachdem William das gesagt hatte, hatte ich das Gefühl, ich könnte jede ausstechen. Wenn er gesagt hätte: »Oh, Ada, du bist wunderschön«, also, ich bin ja nicht dumm, dann hätte ich gewußt, daß es Schmeichelei war. Aber das hatte er nicht, und es war die Art, wie er mich ansah, die zählte. Und da stand ich nun und sagte mir: »Von dem laß ich mir nichts gefallen.«

Danach konnte ich es nicht ertragen, wenn Ellen mit ihrem »William hier« und »William da« anfing. Ich hörte ihr zu, all dem Unsinn, den sie redete, aber bei mir dachte ich, hör bloß auf. Am liebsten hätte ich es ihr erzählt, aber sie hätte mir nie geglaubt, und die anderen auch nicht.

Es war kurz darauf, daß der arme Master Freddie starb. Es war - nun, es war eigentlich unvorstellbar. Denn wer konnte einem kleinen Kind so etwas antun? Das ist es, was ich nie verstanden habe. Es war ein wunderschöner Sommertag, ich werde es nie vergessen. Ich arbeitete in der Spülküche, als ich den Schrei hörte. Ich wühlte mit beiden Händen bis zu den Ellbogen in schmutziger Wäsche, doch ich rannte sofort in den Korridor, um nachzusehen, wer es war. Miss Louisa und Master Roland waren in Dennys, und Miss Louisas Gouvernante kam um die Ecke geschossen und knallte peng! gegen die Wand, als wäre sie blind. Ich sehe sie vor mir, in ihrem grauen Rock und der weißen Bluse; sie stolperte durch den Gang, stieß mit den Hüften an die Wände, schlug mit den Händen dagegen, fiel beinahe hin und schrie und schrie, als wäre sie vom Teufel besessen. Ich rief: »Sind Sie verletzt? Soll ich Mrs. Mattie holen?« Aber sie schrie weiter, als wäre ich gar nicht da. Ich wußte nicht, was ich tun sollte. Ich hatte Angst, zu ihr hinzugehen, weil meine Hände von der Wäsche ganz naß waren, und ich dachte, selbst wenn sie verrückt geworden ist, wird es ihr bestimmt nicht gefallen, wenn ihre hübschen Kleider schmutzig werden. Sie rannte durch die